

„Nein, es lohnt sich zu trotzen!“ – Adel Krasholi im Gespräch mit Jasmin Centner. In: Exilograph Nr. 25, 2016: Gespräche über Bäume, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 20-23.

„**Nein, es lohnt sich zu trotzen!**“ Adel Karasholi im Gespräch mit Jasmin Centner am 2.06.2016

Jasmin Centner: In Ihren frühen Gedichten taucht das Wort ‚Exil‘ noch häufig auf, vor allem in Ihrem ersten Gedichtband *Wie Seide aus Damaskus*, der noch in arabischer Sprache und zum Teil in Syrien entstanden ist. Später bezeichnen Sie Ihren Zustand in Deutschland dann nicht mehr als Exil. Als sechs Jahre nach Ihrer Flucht der Haftbefehl in Damaskus gegen Sie aufgehoben wurde, hätten Sie theoretisch nach Syrien zurückkehren können. Begann sich zu diesem Zeitpunkt das Exil in eine freie Entscheidung zu verwandeln?

Adel Karasholi: Ich habe das Wort ‚Exil‘ tatsächlich nur am Anfang benutzt. Als mir viele Jahre später ein Preis für Exilliteratur angeboten wurde, habe ich diesen nicht annehmen wollen. Mein Hiersein wurde vor allem durch meine Familie, die ich in der Zwischenzeit gegründet hatte, zu einer freien Entscheidung. Als ich 1970 meine Promotion über Bertolt Brecht in arabischer Sicht abgeschlossen habe, hatte ich den Gedanken, zurückzukehren. Da es für meine Kinder, die immer größer wurden, nicht optimal gewesen wäre, habe ich mich entschieden, in Leipzig zu bleiben.

Jasmin Centner: In Ihrem Gedicht „Ölbaum und Eiche“ heißt es, dass die beiden Bäume ein „ungleiches Paar“ sind. Mit dem Ölbaum als „Olivenspender“ und „Sonnenspeicher“ werden positive Bilder verbunden, während die Eiche „[t]riefend im endlosen Regen“ steht. Doch die Eiche ist auch das „Dach unsrer Liebe / Unentwirrbar“. ¹ Würden Sie die Assoziation unterstützen, dass der Ölbaum ein Symbol für Syrien und die Eiche das Symbol für Deutschland ist? Und dass die Eiche, trotz des ewigen Regens, plötzlich eine schützende Funktion für Sie und Ihre Familie einnimmt?

Adel Karasholi: Genau. Ich habe einmal erklärt, dass ich kein Naturlyriker bin und somit die Natur nicht einfach beschreibe. Vielmehr benutze ich Naturelemente als Metaphern, die ideeller Natur sind, als Symbole für etwas anderes. Und dieses Bild der Liebe, die von der Eiche behütet wird, steht natürlich für die Liebe und die Familie, die ich hier gefunden habe. Unentwirrbar ist dieses Dach, da ich hier nicht nur eine Familie gegründet habe, sondern ein ganzes Geflecht von Bezügen zu anderen Menschen aufbauen konnte. Besondere Orte sind eben nicht nur Bäume, Gebäude und Bilder, die man mit ihnen verbindet, sondern vor allem Menschen und auch geistige Haltungen. Da mir Gemeinschaft sehr viel bedeutet, war mir von Anfang an wichtig, mich den Menschen und Haltungen in Deutschland anzunähern. In arabischer Sprache habe ich einen Gedichtband veröffentlicht, der in deutscher Übersetzung *Ausstieg aus dem Mono-Ich* heißen würde. Schon der Titel steht für meinen Versuch, aus dem Mono-Ich auszusteigen, hin zu einer Gemeinschaft. Durch mein dialektisches Denken

¹ Adel Karasholi: Daheim in der Fremde. Halle, Leipzig 1984, 71.

“Nein, es lohnt sich zu trotzen!” – Adel Karasholi im Gespräch mit Jasmin Centner. In: Exilograph Nr. 25, 2016: Gespräche über Bäume, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 20-23.

war mir später aber vor allem auch wichtig, diese Beziehung zu erkunden: *Wie* verhalte ich mich zu der Gemeinschaft? Mir ist dabei immer wichtig gewesen, nicht gemäß einer Assimilation in einer Gemeinschaft aufgelöst zu werden. Eine erzwungene Assimilierung habe ich immer abgelehnt. Ich bin eher für eine aktive, bewusste ‚Akklimatisierung‘. So habe auch ich mich in dieser neuen Kultur und Gesellschaft von innen heraus zu akklimatisieren versucht. Ausgehend von diesen Betrachtungen stelle ich mir immer wieder die allgemeinere Frage: Kann man von einer Kultur auf eine andere umsteigen oder nicht?

Jasmin Centner: Und – kann man?

Adel Karasholi: Diese Frage hat eigentlich mit einer noch größeren zu tun: Was ist überhaupt Kultur? Es gibt zwei sehr gegensätzliche Ansichten. Die meisten glauben, dass Kultur eine abgeschlossene, abgerundete Konstante darstellt, die in sich ruht. Diese Auffassung lehne ich ab, denn sie führt letztlich in die Apartheid. Am Ende besteht gemäß dieser Auffassung jede Kultur nur für sich, was überhaupt nicht haltbar ist. Gerade jetzt im medialen Zeitalter erfahren Kulturen eine radikale Öffnung.

Jasmin Centner: In Ihrem Essay *Zweisprachigkeit oder Doppelzüngigkeit* sagen Sie, Literatur „braucht weder Visum noch Staatsbürgerschaft“². Dergestalt vermag gerade Literatur Landesgrenzen zu überwinden und Brücken zu bauen. In Ihrem Gedichtband *Also sprach Abdulla* findet diese Vorstellung eine anschauliche Übersetzung. Am Anfang eines jeden Abschnitts steht ein arabischer Buchstabe. Zusammengenommen und ins Deutsche übertragen ergibt sich daraus „Brücke der Liebe“. Dies ist ein Subtext, der einem deutschsprachigen Rezipienten vermutlich entgeht. Dabei denkt der deutsche Leser bei dem Titel des Bandes eher an Nietzsches *Zarathustra*. Ist die Konzeption des Bandes so angelegt, dass sich über Grenzen hinweg Deutungen für beide Sprach- und Kulturräume ergeben?

Adel Karasholi: Das lag vielleicht daran, dass ich diese Gedichte in einer Phase schrieb, in der ich nicht mehr an den Adressaten zu denken versucht habe. Die Wendung „Und er sprach zu mir“, die ich mir von einem islamischen Mystiker entlieh, gab mir die Möglichkeit, mich selbst zu meinem eigenen Adressaten zu machen und so mit mir eine Zwiesprache zu führen. Natürlich erwuchs der Band aber trotzdem aus der doppelten Prägung der Kultur- und Sprachräume. Islamische Mystiker benutzen auch Subtexte. Und eine Übersetzung von Nietzsches *Zarathustra* habe ich bereits in meiner Jugend gelesen.

Die ersten Gedichte des Bandes schrieb ich in arabischer Sprache. Dort wurden sie veröffentlicht als *Also sprach Schahrayâr zu mir*. Schahrayâr ist der König aus *Tausendundeine Nacht*, der jeden Tag eine andere Frau heiratete und sie umbrachte, weil er

² Adel Karasholi: *Zweisprachigkeit oder Doppelzüngigkeit*. Über den Adressatenbezug beim Schreiben in zwei Sprachen [1993]. In: Walter Dostal, Helmuth A. Niederle u. Karl R. Wernhart (Hg.): *Wir und die Anderen*. Islam, Literatur und Migration. Wien 1999, 239-248, hier: 245.

„Nein, es lohnt sich zu trotzen!“ – Adel Karasholi im Gespräch mit Jasmin Centner. In: Exilograph Nr. 25, 2016: Gespräche über Bäume, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 20-23.

sah, wie seine erste Frau ihn betrogen hat. Aber dann kam Scheherazade und hat ihm Geschichten erzählt. Nur durch die Kraft des Erzählens und der Poesie konnte sie diesen Tyrann drei Jahre lang zähmen. So wollte ich auch den deutschen Gedichtband *Also sprach Schahrayâr zu mir* nennen. Der Verlag hat dann aber befunden, dass Schahrayâr für den deutschen Kulturraum ein zu schwieriges Wort ist.

Jasmin Centner: In einem Ihrer neuen, noch unveröffentlichten Gedichte „Sage dem Gedicht“ heißt es: „Sage dem Gedicht / Dem Gedicht allein / Sei eine Biene / Springe ab und zu / Von Lilie zu Lilie / Von Ufer zu Ufer / Von Augenblick zu Augenblick / So leicht so unermüdlich“. Ist diese Biene in ihrer Leichtigkeit und ihrem spielerischen Charakter ein Synonym für Ihre Vorstellung von Poesie, die eben doch auch immer noch Grenzen überwinden, vielleicht sogar, wie gerade angeklungen, Tyrannen zähmen kann? Oder hat sich Ihre Einstellung dazu, was Poesie ausrichten kann, über die Jahre verändert?

Adel Karasholi: Ich bin durch die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte zu der Ansicht gelangt, dass der Einzelne vor allem bei großen Umwälzungen der Weltgeschichte eigentlich sehr wenig bewirken kann. Es ist nicht mehr wie in den alten Gesellschaften, in denen der Einzelne in einer Gemeinde eine tragende Rolle spielte. Heute befinden wir uns in einer Zeit, in der vor allem die mediale Welt politisches und kulturelles Bewusstsein und dementsprechend Verhaltensmuster produziert. Bewusstsein entsteht immer weniger durch eigene Erfahrung, sondern virtuell und indirekt durch visuelle Bilder, z.B. aus dem Fernsehen oder der Bild-Zeitung. Dies trägt auch einiges zu den Vorurteilen bei, die ebenfalls nichts mit persönlichen Erfahrungen zu tun haben. Das bringt mich zu der Frage, welche Rolle ich innerhalb dieses medialen Systems spielen kann. Poesie kann Visionen formulieren und uns zeigen, wie es in unserem Innern aussieht. Durch meine Gedichte kann ich immerhin zwischenmenschliche Wärme erzeugen und ein wenig zum Nachdenken anregen.

Jasmin Centner: Ihr Gedicht „Umarmung der Meridiane“ stellt die Frage: „Wo bin ich zu Haus?“. Am Schluss des Gedichts heißt es: „Meridiane, ihr / Zweige von Eichen und / Von Olivenbäumen / Umarmt euch fester / Und fester / In mir.“³ Erneut tauchen hier die Bäume als Metapher für die zwei Kulturräume, Traditionen und vielleicht auch Sprachen auf. Besteht die Möglichkeit, dass aus der festen Umarmung beider Kulturen synthetisch ein Drittes, Stärkeres entstehen kann? Und wenn ja, hat sich dieser Wunsch in Ihrem Leben realisieren können?

Adel Karasholi: Bei dem Gedicht handelt es sich um ein älteres Gedicht aus den 1970er Jahren. Zu diesem Zeitpunkt tobte in meinem Inneren noch ein heftiger Streit zwischen beiden Kulturen, Sprachen und Traditionen. Gemäß meinem Wunsch nach Bindung, Gemeinschaft und also Akklimatisierung wollte ich Frieden in meinem Innern schaffen. In

³ Adel Karasholi: Umarmung der Meridiane. Halle, Leipzig 1978, 17.

„Nein, es lohnt sich zu trotzen!“ – Adel Krasholi im Gespräch mit Jasmin Centner. In: Exilograph Nr. 25, 2016: Gespräche über Bäume, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 20-23.

jeder Partnerschaft gibt es zwei Positionen mit vermeintlichen Selbstverständlichkeiten, die ausgebildet und sozialisiert wurden. Und jeder denkt, meine Selbstverständlichkeiten sind die *einzig*en Selbstverständlichkeiten. Dort beginnt der Streit. Eine Versöhnung, das Errichten eines gemeinsamen Gebäudes aus Miniaturen, kann nur durch eine liebende Kommunikation zwischen diesen Selbstverständlichkeiten entstehen. Kommt ein Fremder in eine Gemeinschaft ist er zunächst der Verlierer, da die Selbstverständlichkeiten der Anderen dominanter sind und mehr Macht haben. Der Fremde hat also immer Verluste zu akzeptieren, will er sich diesen Selbstverständlichkeiten, die nicht seine sind, annähern. Diese Verluste anzunehmen ist nicht leicht. Ich würde trotzdem sagen, dass ich es geschafft habe, diesen Streit im Innern in eine Umarmung zu verwandeln. Aber manchmal gerade durch einen bewussten Gewaltakt und Streit. Das ist ein langer, langer Prozess, der, besonders bei der ersten Generation der Einwanderer, kaum abzuschließen ist.

Jasmin Centner: Aus Ihren Gedichten und aus dem, was Sie gerade erzählen, spricht immer wieder die Ablehnung gegen die Vorstellung von Abgeschlossenheit. Das Gedicht „Die Wurzel“ beispielsweise erscheint unverändert in *Wenn Damaskus nicht wäre* und in *Also sprach Abdulla*. Dort findet sich des Öfteren auf ganzen Seiten nur je eine Strophe ohne Titel. Haben Sie die Gedichte an diesen Stellen weitergedichtet?

Adel Karasholi: Nur teilweise. Die einzelnen Strophen, die Sie beschreiben, bezeichne ich als Splitter. Sie regen zum Nachdenken an, stehen aber für sich selbst. Manchmal werden in den Splittern Gedanken formuliert, auf die dann erst viel später eine Antwort gegeben wird. So ist der ganze Gedichtband miteinander verknüpft. Es gibt einige Splitter, die man zunächst nicht klar zuordnen kann. Z.B. dieser: „Laß das Fremde dich nicht fangen / In seinem Netz / Sieh den andern lange an und langsam / Die Vergänglichkeit des fremden Augenblicks / Greift dann ratlos nicht mehr / Durch dich hindurch“. Diese Strophe ist eine Entgegnung auf ein Gedicht von Paul Celan, der geschrieben hat, dass das Fremde uns im Netz hat und die Vergänglichkeit durch uns hindurch greift. Ich akzeptiere diese Abgeschlossenheit nicht. Ich sage: Nein, es lohnt sich zu trotzen! Die Arbeit an meinen Gedichten ist immer ein Prozess, der Jahre dauern kann, und damit auch ein Weiterarbeiten. Mein neuer Gedichtband enthält Gedichte, die nach dem Prinzip Palimpsest geschrieben wurden. Voran gestellt sind die Zeilen: „Des Lebens Palimpsest / Ist das Gedicht / Satz kratzt Satz ab / Wort durch Wort ersetzt / Glut glimmt in der Asche / Bis sich endgültig / Zur Ruhe setzt / Am Grabstein / Der allerletzte Punkt“.

Jasmin Centner: Auch dieser intertextuelle Dialog mit anderen Dichtern, den Sie gerade am Beispiel von Celan ausgeführt haben, impliziert ja eine Offenheit und Vernetzung in Ihrem Denken. Zahlreichen Gedichten, vor allem in *Wenn Damaskus nicht wäre*, sind Zitate und

“Nein, es lohnt sich zu trotzen!” – Adel Krasholi im Gespräch mit Jasmin Centner. In: Exilograph Nr. 25, 2016: Gespräche über Bäume, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 20-23.

Mottos, z.B. von Brecht, Enzensberger, Hölderlin und Kleist vorangestellt. Damit verweisen Sie ja in die unterschiedlichsten Richtungen.

Adel Krasholi: Ja, weil ich glaube, daß jeder Augenblick in der Geschichte ein Bindeglied zwischen Vergangenheit und Zukunft ist. Und daß alle Menschen Urenkel und Urahnen zugleich sind. Ich mag keine abrupten, radikalen Brüche. Für mich ist ein Entweder – oder keine Alternative. Kontinuität und Akkumulation sind zwei wichtige Begriffe für mein Verständnis von historischer Entwicklung, auch in kultureller Hinsicht. Und ein Dialog ist immer eine fruchtbare Sache.

Jasmin Centner: Ein von Ihnen veröffentlichter Gedichtband heißt *Daheim in der Fremde*, nicht aber *Heimat* in der Fremde. Wieso sagen Sie lieber Daheim als Heimat?

Adel Krasholi: Schon aufgrund meiner Biographie kann ich nicht behaupten, dass entweder Deutschland oder Syrien meine einzige Heimat ist. Ich bin Damaszener und mein Daheim ist jetzt Leipzig. Und ich wehre mich dagegen, Völker und deren Heimat mit bestimmten Eigenschaften zu behaften. Denn das bedeutet immer eine Reduzierung. Wenn man sagt, die Araber seien aggressiv und emotional oder die Deutschen sind rational und diszipliniert, ist das etwas, was ich nicht bestätigen kann. Natürlich gibt es nationale Besonderheiten. Aber die sind immer variabel. Ich habe es einmal mit folgender Metapher beschrieben: Jeder Mensch kann in sich dieselbe Palette von Farben haben, nur die Kombination ist anders. Diese Farben können so unterschiedlich gemischt werden, dass sich die Kombination voneinander entfernt oder sich ähnelt. Es kommt immer darauf an, wie man sich zueinander verhält. Auch die Beziehungen zwischen Völkern und Kulturen sind nichts Konstantes. Z.B. die Beziehung zwischen Deutschland und Frankreich hat sich vor, während und heute nach den Weltkriegen sehr stark verändert.

Jasmin Centner: Wie verhalten sich für Sie die deutsche und die arabische Sprache zueinander? Dichten Sie in den beiden Sprachen anders?

Adel Krasholi: Das ganze Leben des Menschen wird durch seine Kindheit geprägt. Besonders auch in Bezug auf den Spracherwerb spielt die Kindheit eine dominante Rolle. Das Kind lernt das Wort gekoppelt an den Gegenstand. Wenn die Mutter sagt: Das ist ein Baum, lernt das Kind das Wort ‚Baum‘ visuell gemeinsam mit dem Gegenstand. Als ich aber die deutsche Sprache lernte, saß ich in einem Herder-Institut, lernte das Wort ‚Eiche‘ und wusste nicht, wie eine Eiche überhaupt aussieht. Daher lernte ich die Sprache künstlich, nämlich losgelöst vom Gegenstand.

Man sagt oft, ich hätte mich durch das Schreiben in zwei Sprachen verdoppelt. Qualitativ gesehen, ja. In meinem deutschen Gedicht bin ich vom arabischen beeinflusst und umgekehrt auch. Das betrachte ich als Gewinn. Auf diese Weise ist vielleicht etwas mehr Emotionalität in mein deutsches Gedicht und ein wenig mehr Philosophie, Präzision und

“Nein, es lohnt sich zu trotzen!” – Adel Krasholi im Gespräch mit Jasmin Centner. In: Exilograph Nr. 25, 2016: Gespräche über Bäume, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 20-23.

Dichte in mein arabisches Gedicht gelangt. Nur, es gibt auch eine Art Halbierung, in quantitativer Sicht.

Als ich anfang, in deutscher Sprache zu dichten, hatte ich einen Nachteil gegenüber den Lyrikern der DDR. Z.B. Volker Braun hatte sozusagen 25 Jahre Vorsprung vor mir, in seiner Sprache und den Bezügen, die er herstellen konnte. Ich musste rennen!

Jasmin Centner: Der Leipziger Lyriker Thomas Böhme schrieb, dass es in Ihren Gedichten ein Erkennen gäbe, das mit Irritation gepaart sei und dass diese Irritation daher rühre, dass wir es einfach verlernt hätten, in Bildern zu denken. Er schreibt, zugleich würden Sie es dem Leser leicht machen, wenn Sie nicht das extravagante Bild sondern das fast immer vertraute wählen. Wollten Sie vielleicht, dass Ihre Gedichte komplexe Themen in ganz einfachen Bildern veranschaulichen können?

Adel Karasholi: Sagen wir, ich mag es nicht, Metaphern in Rätseln zu konstruieren, die ich nicht einmal selbst im Stande wäre zu lösen. Auch bei der Intertextualität bevorzuge ich, wenigstens die erste Ebene einer Metapher freizulegen, so dass man sie unverkrampft, auch ohne Kenntnis des Bezuges, zu erschließen und nachzuvollziehen vermag, um Lust zu verspüren, darüber weiter nachzudenken.

Jasmin Centner: So wie das Bild von dem Ölbaum und der Eiche, mit dem wir begonnen haben, die sich fester umarmen und so in ihrer Vereinigung eine höhere Stufe erreichen.